

Eins

Die Geschichtsschreibung erwähnt die Schweizer Ortschaft Hinwil zum erstenmal in einer Urkunde aus dem Jahr 745. Dreißig Meilen südöstlich von Zürich, schmiegt sich der Ort in das hügelige Panorama grünender Anhöhen, umsäumt von großen - an die dreißig Meter hohen - Waldinseln, auf dem Hintergrund in der Ferne aufragender Alpen. Hinwil selbst bietet vielleicht nicht gerade das, was sich der Tourist unter anmutiger alpenländischer Bauweise vorstellen dürfte: Wenngleich sich weißgetünchte, von Grün umgebene Höfe der althergebrachten Bauweise, vom Ortskern aus, verstreut über die Hügel erheben, sind um sie herum viele nackte, triste Betonbauten entstanden. Sie gleichen weniger den idyllischen Chalets der Reiseprospekte, als vielmehr jenen Wohnblöcken, die in den USA in den 50'ern und 60'ern - als reine Zweckbauten - errichtet worden waren.

Nicht weit von der Ortsmitte, in der Wilhaldenstraße, steht ein zweistöckiges, altes Gebäude aus dem vergangenen Jahrhundert. In der Mitte der 70' er Jahre umrankten die Blätter der Weinrebe die Südseite des alten Gemäuers. Blumen wuchsen aus einem steinernen Wassertrog an der Nordseite, in der Nähe des Eingangs, und Kleinvögel flatterten in einer Voliere aus Holz und Draht. Im Süden und Osten schloß das Haus an ein kleineres, grünes Feld an, während es im Norden und Westen an die nackten kommunalen Wohnblöcke angrenzte.

Die Gemeinde von Hinwil hatte das alte Haus schon vor Jahren erworben und ringsherum Wohnhäuser für Senioren errichten lassen. Obwohl es in absehbarer Zukunft abgerissen werden sollte, um weiteren

Wohnblöcken zu weichen, hatte es die Gemeinde für eine symbolische Miete an Eduard Meier, einen arbeitslosen Wachmann, vermietet.

Meier lebte in dem Haus mit seiner Ehefrau Kalliope, einer Griechin genannt Popi, und drei Kleinkindern: einem Mädchen namens Nina, einem Jungen namens Atlantis, und dem Baby Baschenko. Sie lebten dort seit Dezember 1973, waren jedoch schon zwei Jahre davor nach Hinwil zugezogen.

Meier, siebenunddreißig Jahre alt, hatte an schulischer Ausbildung gerade sechs Jahre Grundausbildung vorzuweisen. Er war kein sehr großer Mann - an die einssiebzig groß -, war aber nicht gerade schwach auf der Brust, von allgemein kräftiger Konstitution. Im ansprechenden Gesicht leuchtete ein Paar grünlich-haßelnußbrauner Augen. Die Gemeindeunterlagen wiesen Meier als "Vogelzüchter, Betonierer, Nachtwächter" aus. Er besaß einen Waffenschein, noch aus der Zeit als Nachtwächter in einer Fabrik.

In seiner ersten Behausung, einem kleinen Drei-Zimmer-Reihenhaus, das an das Hinwiler Ortsmuseum angrenzte, hielt Meier im Hof über zweihundert Vögel in einer Voliere. Zu der Zeit arbeitete er noch des Nachts als Wachmann und war demzufolge oft tagsüber zuhause. Doch viele seiner Nachbarn mieden es, mit Meier zu sprechen, weil er "anders" war. Er sprach häufig von Moses und sagte Dinge, die man nicht ganz verstand. Julios und Erika Kägi standen mit den Meiers auf vertrauterem Fuß als die restlichen Nachbarn, da sie ein Töchterchen im gleichen Alter wie Nina hatten, und die beiden Mädchen oft zusammen spielten. "Er besaß eine ausgeprägte Phantasie", erinnerte sich Erika Kägi, "und ich war mit seiner Sicht der Dinge nicht einverstanden. Doch war er keine schlechte Person. Er war auch kein Sonderling; er hatte einfach eigene Vorstellungen, und war von allem, was er sagte, fest überzeugt." Ein anderer Nachbar sagte über ihn: "Meier lebt sein eigenes Leben, ohne sich an andere anzupassen."

Meier hatte einen Arm verloren. Sein linker Arm wurde ihm kurz oberhalb des Ellbogens amputiert, 1965, nach einem Unfall mit einem Kleinbus, auf der Rückreise von Indien, die ihn über die Türkei in die Schweiz führte. Als jedoch ein Teil der an das Häuschen angrenzenden Scheune zusammenbrach, beobachtete Julios Kägi, wie Meier die Wand ohne fremde Hilfe wieder aufbaute: Er hielt die Bretter mit dem Armstumpf fest, während er mit der verbliebenen Hand Nägel ansetzte und einschlug. "Er war schneller mit einer Hand, als andere Leute mit zweien", erinnerte sich Kägi.

Erneut ohne Arbeit, ernährte Meier seine Familie von 700 Schweizer Franken Invalidenrente, die er vom Staat bezog. Um ihr Einkommen aufzubessern, hielt Meier Hühner auf dem Dachboden des alten Hofes, und Popi verkaufte die Eier an die Nachbarn.

Den Nachbarn im gegenüberliegenden Wohnblock schien es, als wäre er immer zu Hause. In einer Gesellschaft, die harte Arbeit und Angepaßtheit hochhält, erschien er den Nachbarn als Eigenbrödler und Müßiggänger, oft in Gedanken versunken - als würde er das Gewicht der übrigen Welt auf seinen Schultern tragen; und sie begannen zu tratschen.

Dann, am Nachmittag des 28. Januar 1975, einem kalten, doch für die Jahreszeit unverhältnismäßig milden Tag, verließ Eduard Meier das Bauernhaus auf seinem Moped, mit einem Wägelchen im Schlepp. Er durchquerte, mit einer Hand steuernd, die Straßen von Hinwil, wobei der leere linke Ärmel seiner Lederjacke im Winde flatterte. Aus der Ortschaft heraus, kam er schließlich auf eine Landstraße und folgte ihr eine Weile, bis er zuletzt in einem Naturschutzgebiet im Walde verschwand. Einige Stunden später kehrte er zum Bauernhof zurück, ohne jemandem zu erzählen, wo er gewesen war.

Einige Tage vergingen, an denen die Nachbarn Gelegenheit hatten, Meier ums Haus herum bummeln zu sehen, scheinbar - wie immer - ohne festes Ziel. Dann, an einem Nachmittag, zog er das Moped erneut aus einem Kellerraum, trat solange in die Pedale, die Straße hinunter, bis der Mini-Motor ansprang, und fuhr durch den Ort hinaus aufs Land. Bald schon war er außer Sicht, verschwunden in einer der Waldinseln um Hinwil. Nach seiner Rückkehr erzählte er auch diesmal niemandem, wo er gewesen war, zu welchem Zweck. Doch die Schweizer sind aufmerksame Beobachter und neugierig dazu, sodaß sein eigenartiges Kommen und Gehen den Nachbarn nicht unbemerkt blieb.

Wochenlang fuhr Meier regelmäßig in den Wald, sein Moped mit einer Hand steuernd, das kleine Wägelchen im Schlepp. Jedesmal schien er einen anderen Weg zu nehmen und in eine neue Richtung zu fahren - heraus aus dem Ort, über Landstraßen hinweg, oft bis zu einer Stunde lang. Danach führten viele seiner Fahrten in die Hügel. Manchmal verschwand er am frühen Morgen und wurde vor Mittag nicht wiedergesehen; andere Male schlüpfte er um zwei oder drei Uhr morgens aus dem Haus und blieb bis zur Dämmerung verschwunden.

"Er mußte immer wieder fort", erinnert sich Popi. "Es konnte geschehen, daß er für fünf Minuten nach Hause kam, sich eine Tasse Kaffee zubereitete - und schon war er wieder verschwunden. Schlimm war dies des Nachts. Man schlief friedlich und die Kinder waren ruhig im Bett. Ganz plötzlich konnte er aufstehen, sich anziehen, und weg war er. Stell dir vor, du denkst, dein Mann sei neben dir im Bett - doch er ist weg. Ich wußte von gar nichts. Alles, was er mir sagte, war - er ginge arbeiten."

Im Verlauf von Wochen häuften sich Meiers Ausflüge durch den Ort und in die Wälder: Schließlich verschwand er drei, vier, sogar fünf mal in der Woche. Und sein häufiges Verschwinden kollidierte mit dem Sinn für

Ordnung und Routine, den seine Nachbarn so sorgsam pflegten. Je öfter er verschwand, umsomehr tratschten sie.

"Die Leute in der Nachbarschaft konnten sich keinen Reim darauf machen, was da vorging", erzählte Popi, "doch sie waren sehr neugierig. Sie konnten mir auf die Minute genau sagen, wann er auf seinem Moped verschwunden und wann er wieder zurückgekommen war. Es war stets die gleiche Fragerei: "Warum kam er so spät nach hause?" Manchmal verschwand er mitten in der Nacht, und sie hörten das Moped. Und dann war es am nächsten Tag noch ärger mit den Leuten: "Wieso hat er das Haus letzte Nacht verlassen?" und "Wo fuhr er hin?" Ich sagte nichts. Ich war nicht interessiert. Es waren nur *Schnuriwiiber*. [Klatsch]"

An klaren Nächten konnten Nachbarn aus dem Wohnhaus gegenüber dem Bauernhof Meier in der Allee im Westen stehen sehen, mit dem Fernglas in der Hand, den Blick stundenlang zum Himmel gerichtet... Die bis in die späte Nacht erleuchteten Fenster im ersten Geschoß signalisierten wiederum den Nachbarn im Osten jene Nächte, in denen er das Haus nicht verließ.

Eine Woche, ein Monat, vielleicht deren zwei vergingen - so genau konnte es Popi nicht mehr sagen. Dann eines Nachmittags, als sie beide sich im kleinen Wohnzimmer im ersten Stock befanden, drückte er ihr Photos in die Hand.

"Was hältst du davon?" fragte er.

Doch Popi starrte nur stumm auf die Bilder.

"Ich war schockiert", erinnert sie sich, "weil ich etwas völlig Neues sah, und ich wollte nicht glauben, daß es das gibt. Er sagte gar nichts. Erklärte nichts. Nicht ein Wort." Er nahm nur wieder die Photos an sich und verließ den Raum, während Popi ihm hinterherschimpfte - er verschwände Zeit und Geld für's Photographieren, wo doch das Geld für den Unterhalt der Familie schon knapp genug sei.

Der Nächste, dem Meier seine Aufnahmen präsentierte, war Jakobus Bertschinger, den er Jahre zuvor bei der Arbeit in der Kiesgrube von Piatti kennengelernt hatte. Obwohl Jakobus zwölf Jahre jünger war als Meier, verband die beiden Männer eine dauerhafte Freundschaft. Sie verbrachten viel Zeit zusammen, mit Unterhaltungen über Meiers Erfahrungen in den zwölf Jahren, in denen dieser Indien und den Mittleren Osten bereist hatte. Doch auch Jakobus schien verwirrt von den Bildern, die ihm Meier zeigte. Er lachte sogar; doch er versprach, seinem Freund auf jede erdenkliche Weise zu helfen.

Mit einer Anleihe von Jakobus setzte Meier eine kleine Anzeige in die deutsche Zeitschrift "Esotera". Die Anzeige war an Menschen mit Interesse an "metaphysischen" Themen gerichtet, die bereit wären, sich zu einer

Studiengruppe über natürliche Lebensführung, Logik und Wahrheit zusammenzutun.

Es vergingen einige Monate. Den ganzen Sommer und Herbst 1975 verfolgten die Nachbarn in der Wilhaldenstraße, wie Meier seine Ausflüge in die Hügel und Wälder weiter fortsetzte - zu jeder Tages- und Nachtzeit. Man konnte ihn oft auf offener Straße, dicht am Rand, fahren sehen, auf seinem kleinen grünen Moped; konnte sehen, wie er mit zwanzig, fünfundzwanzig Sachen vorbeiknatterte, laufend überholt von viel größeren und schnelleren Fahrzeugen. Doch dann kam ein neues Element in die Routine um Meier: Eines Samstagnachmittags tauchte ein halbes Dutzend Autos am Bauernhaus auf, die erst spätnachts wieder wegfuhrten.

Die Nachbarn konnten nicht begreifen, warum diese Leute diesen Mann sehen wollten. Er war in ihren Augen ein mittelloser Invalide, während seine Frau, deren Äußeres für ihre Begriffe zu wünschen übrig ließ, ihre Sprache nur dürftig beherrschte. Dazu kam, daß er ohne Arbeit war und sonderbare Gepflogenheiten an den Tag legte. Doch im Verlauf der Wochen und Monate riß der Strom der Besucher nicht ab, nahmen sie an Zahl sogar zu. In dem winzigen Stübchen im ersten Stock sprach der Einarmige mit den ungewöhnlichen bernsteinfarbenen Augen stundenlang mit diesen Leuten. Wenn sie gegangen waren, konnten die Nachbarn hören, wie Popi mit ihm schimpfte.

Viele Monate lang sahen die Nachbarn Meier verschwinden, oft und zu den ungewöhnlichsten Zeiten; sahen zu, wie sich an Samstagen, des Nachmittags, in der engen Allee längs der Wilhaldenstraße Nr. 10 schon bald die Fahrzeuge stauten, so daß Neuankömmlinge auf die Nachbarstraßen des Ortes ausweichen mußten.